

(Nachdruck verboten.)

## Herrn Zickendrath's Pensionäre.

11) Roman von D. Eugen Thossan.

Fritze erhob sich und schnitt mit seiner starken ansehnlichen Stimme das Geschimpfe des kratelstüftigen Sekundaners ab. „Emilchen, mach keine Geschichten! Du gehst rüber zum Kaufmann und holst zehn Stück, das Stück zu einem Fünfer. Aber daß Du sie nicht billiger bringst!“

Sofort war Emil wie umgewandelt. Sein Gesicht war ganz Bereitwilligkeit. Er holte die Bierpullen aus den verborgenen Tiefen seines Kaisermantels, stellte sie auf den Tisch und machte sich zum zweiten Mal auf den Weg, mit allen Vorsichtsmaßregeln, die eine Schleichpatrouille im Felde anwendet. Aber trotzdem ereilte ihn diesmal sein Geschick. Als er unten an der Bohnstübenhür vorbeifuschte, trat urplötzlich Herr Zickendrath daraus hervor und rief ihn an.

Die oben Zurückgebliebenen hörten, wie er stotternd Auskunft gab: „Zigarren holen.“

„Für wen?“

„Für Fritze Weinold.“

Das mußte dem Alten wohl genügen, denn gleich darauf klappte die Hausthüre.

Aber ganz geheuer schien dem Pensionsvater die Geschichte doch nicht. Nach einiger Ueberlegung stapfte er die Treppe hinauf.

Johannes und Gustel wollten sich über die Flaschen stürzen und sie in Sicherheit bringen. Aber Fritze sagte in aller Ruhe: „Laßt sie mir stehen!“

Die Thüre that sich auf, und Herr Zickendrath stand auf der Schwelle, kopfschüttelnd und mit ernster Miene. „Na, was soll denn das werden?“

Fritze sprang auf und entgegnete mit unwiderstehlicher Liebeshwürdigkeit: „Ein kleiner Einzugsknipp, Herr Zickendrath. Trinken Sie ein Gläschen mit, ja? Ach, natürlich — Sie werden mir doch keinen Korb geben!“

Und ehe Herr Zickendrath nein sagen konnte, hatte er schon ein Glas in der Hand und stieß mit Fritze an.

Als Emil zurückkam, wäre er beinahe an der Thür umgefallen, als er den Alten vorfand, noch immer das Glas mit dem Rest haltend.

„Aber das bit' ich mir aus“, sagte er mit einem letzten Versuch, den Westrengen zu spielen, „daß der Kleine hier nicht mitthut.“

„Sie können sich darauf verlassen“, entgegnete Fritze lachend, „mehr, als wir vertragen können, bekommt er nicht.“

Brunnend stieg Herr Zickendrath wieder hinunter. Es paßte ihm ganz und gar nicht. Der Bengel war viel zu selbständig. Aber er hatte eine so verfluchte lebenswürdige Art, man konnte nichts dagegen machen. Und man wußte noch nicht einmal, ob nicht eine ganz erbärmliche Bosheit dahinter steckte, ob er sich jetzt nicht halb todt lächelte.

„Da muß etwas geschehen“, sagte er vor sich hin. Aber er konnte noch zu keinem Entschluß kommen, was es sein sollte.

Oben mußte Emil erst wieder angeschnauzt werden, ehe er sich von seinem Schrecken erholte und die Zigarren zum Vorschein brachte. Aus einer anderen Tasche zog er noch eine dünnere Düte und steckte sie heimlich Fritzen in die Hand. „Zwei zu sieben, bloß für Dich.“

Er stand von da an überhaupt ganz unter dem Banne seines großen Stubentameraden. Er legte sich alle Redensarten zu, deren Fritze sich zu bedienen liebte und studierte mit heißem Bemühen seine ganze Art, sich zu geben; ja, er vernachlässigte sogar in sträflicher Weise seine Bibliothek und versuchte es mit der angewandten Wissenschaft, wie Fritze sagte.

Da es ihm indeß an allen Kenntnissen der höheren Physik mangelte, so bewegte er sich mehr in den elementaren Niederungen der Technik. Er trug stets die Taschen voller Bindfaden und Drathnägel, kaufte sich ein großes Zimmermannsblei und erwarb durch Tausch einen zierlichen Taschenschlüssel ganz vernickelt. Der letztere wurde ihm übrigens schon am ersten Tage nach der Anschaffung in der Schule konfisziert, weil er seinen Nachbar in der Lateinstunde damit so heftig auf

die Finger schlug, daß er laut aufbrüllte. In der zweiten Woche trug ihm seine neue Leidenschaft sogar mehrere Stunden Arrest ein. Er hatte die Oberfläche seiner Bank mit einem ausgedehnten Kanaknetz überzogen, es mit Tinte gespeist und durch ein unter die Bank geschobenes Holzstückchen ihm ein lebhaftes Gefälle verliehen. Da er aber den Neigungswinkel zu steil angenommen hatte, so entstand in der Mitte der Bank eine unvermuthete Ueberschwemmung, die das Exerzitenheft seines Freundes Schottenbaum in Mitleidenschaft zog. Dadurch kam die Sache heraus.

„Emil“, sagte Fritze, „Du thust besser, Du kehrt wieder zu Deinen Geschäften zurück. Dafür hast Du entschieden mehr Talent als für das Technische.“

### VII.

Je länger es währte, desto mehr erkannte Herr Zickendrath, daß er sich mit diesem Fritze Weinold eine Ruthe auf den Rücken gebunden hatte. Er mochte ihn nicht leiden.

Johannes war ihm hundertmal lieber. So oft der auch eine Dummheit beging — und das kam ja auch nicht gerade selten vor — oder eine Ungezogenheit, einen Verstoß gegen die Hausordnung, oder irgend Aehnliches, immer war er sofort bereit, um Verzeihung zu bitten. Und dabei sah er so zernüchert aus und that so de- und wehmüthig, daß er einem ordentlich leid thun konnte. Das war ein sehr schöner Zug an ihm, diese Bereitwilligkeit, sich ohne Widerrede zu fügen, sein Unrecht einzusehen und gute Lehre anzunehmen. Er fiel zwar wiederholt in den alten Fehler zurück, aber dann zeigte er sich womöglich noch geknickter. Es war ein wahrhaftes Vergnügen, ein Genuß, ihm etwas zu verzeihen.

Ganz anders dieser Fritze! Der war nicht klein zu kriegen. Er dackte sich nicht, um keinen Preis der Welt. Jedesmal, wenn etwas vorfiel und Herr Zickendrath sich anschickte, ein Strafgericht ergehen zu lassen, dann fing der steifnackige Kerl an, sich zu verteidigen. Lange Reden hielt er, um seine Unschuld zu erweisen. Und selbst, wenn er einsehen mußte, daß er im Unrecht war, er unterwarf sich nicht. Er gab höchstens mit kühlen Worten zu, daß er sich geirrt hätte, sich über die Grenzen seiner Befugnisse getäuscht. An eine Abbitte oder das Versprechen, es nicht wieder zu thun, dachte er nicht. Wie ein Gleichberechtigter verhandelte er mit seinem Pensionsvater. Das wurde auf die Dauer erträglich.

„Es muß etwas geschehen“, sagte Herr Zickendrath zum so und so vierten Male. Aber er konnte nicht darauf kommen, was? Der Bengel imponirte ihm, so sehr er sich dagegen sträubte. Er empfand je länger je mehr eine gewisse Scheu, mit ihm anzubinden. Es war ihm nicht heizufommen. Denn er beherrschte sich vorzüglich. Niemals einschläpfte ihm eine unartige Bemerkung, ein unehrerbietiges oder unbotmäßiges Wort. In seinen Redewendungen war er stets die Höflichkeit selbst. In der Sache lag das Aufrührerische, in diesem Anspruch, wie ein Erwachsener handeln zu dürfen und behandelte zu werden.

Selbstverständlich gewann das Einvernehmen zwischen Mutter Zickendrath und Fritze von Tag zu Tag an Herzlichkeit. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche, daß die Frau sich für alle Menschen begeisterte, die ihr Mann nicht riechen konnte. Und Manni machte mit der Mutter gemeinsame Sache.

Deshalb wurde er auch überstimmt, als mit den Weihnachtstagen die Familie vor einen Entschluß gestellt wurde.

Fritze Weinold wußte nämlich nicht, wo er die Ferien zubringen sollte. Der Onkel, der die Pension bezahlte, war ein alter Junggeselle und wollte von Besuch nichts wissen. Früher hatte der verwaisste Junge sich öfters von Fremden einladen lassen. Aber da er jetzt auf sein Examen arbeiten mußte, waren die alten Freundschaften mangels täglicher Auffrischung ziemlich eingeschlafen. Und mit den Weihnachtsferien gerade war das überhaupt so ein Ding. Da wollte jedermann unter seinen Angehörigen sein. Besuch konnte da nur stören. Kurz und gut, er hatte diesmal keine Einladung bekommen. Eine Zeit lang hatte er an Schmid's gedacht. Aber die rührten sich nicht. Und Emil war noch zu sehr Kind, um die Verlegenheit seines Stubengenossen zu begreifen.

Also — er mußte über die Feiertage in der Pension bleiben.



Als das Herr Zidendrath mitgetheilt wurde, wollte er rein aus dem Häuschen gerathen. Er lief wie ein wildes Thier in der Stube herum, suchte mit den Händen und schrie:

„Dabei soll man nun was werden! Wenn die Kerle auch noch über die Ferien da bleiben! Das ist ja das einzige Geschäft, das man bei dem ganzen Kummel macht, daß man in den Ferien das Essen spart.“

Frau Zidendrath ließ den Anfall vorübergehen. Dann sagte sie ruhig: „Das ist ja in Wirklichkeit garnicht Deine Meinung. Daß das Bißchen Essen uns nicht umbringt, weißt Du so gut wie ich. Rein, weil Du den Zungen nicht leiden kannst, machst Du so einen Skandal, bloß deswegen.“

„Kann ich auch nicht. Ich kann ihn auch nicht leiden“, rief er erregt.

„Weshalb denn nicht, Max?“

Er blieb mit einem Kuck vor ihr stehen und ballte die Fäuste. „Weil .. weil .. ach, da könnte ich lange reden, wenn ich Dir das auseinandersehen wollte. Ich habe meine Gründe, das kannst Du glauben.“ Er steckte die Hände in die Hosentaschen und nahm seine Promenade wieder auf.

Sie sah ihm eine ganze Weile zu, ohne ein Wort zu sagen. Dann warf sie gleichmüthig hin:

„Ich habe es ihm übrigens schon gesagt, daß er bleiben kann.“

„So! ... Na, dann ist es ja gut! ... Wenn Du es ihm schon gesagt hast!“ Mit einem Male fing er an zu lachen, laut und höhnißch.

„Wißt Du ihm vielleicht auch was schenken zu Weih- nachten! Wir haben's ja!“

„Max, schäme Dich! Das erwartet er garnicht.“

„Erwartet er nicht? Das ist ausgezeichnet. Auch noch was erwarten!“ Plötzlich bekam er wieder einen Wuthanfall und rannte zur Thür hinaus.

„Nacht, was Ihr wollt! Mir kann's gleich sein. Gefragt werde ich ja doch nicht.“

Und Frige blieb.

Herrn Zidendrath's Antipathie nahm von da an fast die Färbung des Hasses an. Aber er ließ sich nichts merken. Es waren zu viele gegen ihn. Ranni auch, das konnte man ihr ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Hör, Hör! Einbringen! So meinte der pfiffige Frühlauferer Stumm, als man über die neueste Liebesgaben für Militär-Erhöhung verhandelte. Wer am weitesten voraus ist und die meisten Soldaten hat, der kann sich dann ins Häuschen lachen, sobald es mit der Ab- rüstung einmal ernst wird. Herr Stumm kam sich dabei wohl vor wie der Herr über die Wichtelmännchen, die alle Arbeit verrichten müssen, bevor es tagt. Aber da draußen im Thiergarten, wo das Reichstagsgebäude steht, giebt's keine verzauberten Wichtelmännchen, die nächtlicher Weile ihr geheimnißvolles Werk verrichten. Das hat der Altpfiffige bei seiner jüngsten Offenherzigkeit übersehen. Die Nachbarn haben auch Augen.

Zimmerhin klingt selbst durch das Kommandowort „Hör, Hör! Einbringen!“ ein Zugeständniß hindurch. Trotz ihrem militärischen Uebereifer, der sich mit ihrem Interessenstandpunkt verträgt, müssen Stumm und die Seinen unwillkürlich zugeben: mit der militärischen Anspannung in Europa kann's nicht mehr viel weiter gehen. Für alle Fälle sichert sich der Schlaue einen Vorsprung vor den Anderen. Freilich verblüffte die Treuherzigkeit zugleich, mit der diese Schlaueit vor aller Welt klargelegt wurde.

Klarheit aber brauchen wir in allen Fällen. Sie hat Herr v. Köller während seines Triumphzuges durch die nordschleswig'schen Grenzgegend mit seinem bündigen Entweder — Oder! geschaffen, und so vernachlässigt Lang der jüngste Urtheilspruch im Magdeburger Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, daß man selbst in den Kreisen der rechtsstehenden Bevölkerung schon sich fragt, was soll das werden? So brachten die ersten Wochen des neuen Jahres wenigstens das Eine, daß sie die allgemeine Lage scharf beleuchteten. Was nicht der wechsellagende Ausruf: Leben wir denn wirklich zu Ausgang des 19. Jahrhunderts? Als es begann, zeigte es eben ein anderes Anlich. Weltbürgerliche Ideen wirkten noch nach. Jetzt, da es scheidet, ist es von soldatischem Athem durchweht, die weltbürgerlichen Ideen sind zum Proletariat geflüchtet. Herren- und Aufheilungsgelüste bewegen die übrigen Geister. Man sieht es ja, wie leicht das Bürgertum sich phantastischen Träumen hingiebt und von einem förmlichen Fieber erfaßt wird, wenn es sich um die Eroberung neuer Welten handelt. Welche Märchenvorstellungen knüpften sich an die Pachtung von Raufschon! Ganz China, ein erstarrtes Zauberland, war erschlossen und aufgetheilt. Im gläubig-

phantastischen Zauber wird der Schwierigkeiten nicht gedacht Als Italien sein verunglücktes Kolonialabenteuer bestand und Held Baratieri, der Südtiroler aus dem Trien- tinschen, zunächst Erfolge errang, da wurde der Name Baratieri's, wie der Name eines Erneuerers, eines epochemachenden Staates gepriesen und die engeren Landsleute Baratieri's, die dem Staatsverband Italien nicht angehören, waren erst recht wie ver- zückt vor Enthusiasmus. Später kehrte der „Held“ als Geschlagener tief unglücklich zu seiner Heimath wieder.

Selbst die Narheiten der Leute sprechen ihre bezeichnende Sprache. Im literar-ästhetischen Deutschland des vorigen Jahr- hundert's konnte sich die edle Frauenwelt für einen Lieblings- dichter bis zu Tollheiten ergehen. In Bayreuth, wo Jean Paul, der Humorist, lebte, kam es vor, daß die Damen Haare vom — Kudel des Dichters im Medaillon trugen. Die Ladies der freien Republik von Amerika lieben ein anderes Spektakel. Herr Hobson, ein Offizier, der im jüngsten amerikanisch-spanischen Krieg eine Bravourthat verrichtet, wird in Exaltation vergöttert. Herr Hobson zog von Stadt zu Stadt und mußte die verrückt gewordenen Damen zu Hunderten täglich ab- lassen. Er mußte die Rolle der Lieblingspuppe spielen. Die Amerikanerinnen trieben einen ganz ähnlichen Zaumersport, wie die Pariserinnen, als nach der Verbrüderung von Kronstadt die russischen Offiziere als offizielle Verbündete in Frankreich erschienen waren. So steht's zur Zeit im inter- nationalen Bürgertum; und um des Lieblingsgötzen willen hat man ertragen und sich mit Geduld vertröflet, bis man zu leinem Widerspruch sich aufrafft, wenn die allgemeine Reaktion einmal un- geheuerliche Formen annimmt. Dann freilich kann der Minister für die Freundlichkeit, Herr Graf Posadowsky, vortreten, verbindlich lächeln und betonen: Vesslagt sich denn irgend wer ernstlich bei uns, als die gewerbsmäßigen Heher, die Sozialdemokraten? Nun also! Wo kann's denn schöner und freier sein, als hier?

Manchmal sind es kleinere gesellschaftliche Erscheinungen, die den Widerspruch zwischen idealisirender Färbung und der Wirklichkeit grell darstellt. Der Prozeß Grismacher endigte mit einer all- gemeinen Anklage wider die Einrichtung der Privatdetektiv-Bureaus. Nun wird man weinerlich sagen: Das sind so die Uebel, die groß- städtisches Dasein nothwendig mit sich führt. Man sehe sich aber doch die Fälle näher an, in denen auf die Privatdetektivs so böse Beleuchtung fiel. Woher erwarb Herr Grismacher zunächst das Vertrauen seiner Kundschaft? Er war eben, wie so manche seiner Kollegen, vordem im Amte. Er ist mehrfach wegen Ver- letzung der Dienstpflicht disziplinarisch bestraft worden, er trat zum Schluß aus dem Dienste, aber es umgiebt ihn der Nimbus, er war Kriminalkommissar. Die Prozesse, die über so manche polizeilichen Wege deutliche Auskunft ertheilten, wie z. B. der famose Lausch-Prozeß, bekräftigen das Publikum noch in der Gedankenrichtung. Ja, der frühere Kriminalkommissar, der hat keine Verbindungen, der kennt die Praktiken. Es bekümmert sich nicht um die Frage, wie weit darf der Kriminalbeamte in der Wahl seiner Mittel gehen? Wo gewährt ihm das übliche System die Möglichkeit, im Uebereifer seine Macht zu mißbrauchen? Wie wirkt der Mißbrauch eventuell auf seine eigenen ethischen Anschauungen zurück? Es nimmt einfach an: Bei diesem Beruf geht es mit peinlich sauberen Mitteln und Unterscheidungen nicht. Das ist einmal nicht anders. Häufig kommen noch romanhafteste Anschauungen hinzu, die den Kriminalisten als wunderbaren Herrscher im Reich der trummen Schliche kennen. Und so darf der frühere Kriminal- kommissar sich als neuer Privatdetektiv getrost antreiben. An den Privatdetektiv wenden sich zunächst die Begehrtesten oder das Miß- braut. Es gehört kaum eine sehr eindringliche Seelenkunde dazu, um in den Absichten der Klienten, die das Bureau aufsuchen, zu lesen. Weise Frauen und Kartenlegerinnen pflegen ähnliche psychologische Studien zu machen, wie die Privatdetektivs häufig auch. Wenn der Mann nun von Amts- rücksichten völlig losgelöst ist, so kann man leicht erwägen, wie will- fähig er seinem Auftraggeber entgegenkommen wird. Haben ihn doch vorher selbst die Amtrücksichten, sei es im Streben, als be- sonders fähig und brauchbar zu gelten, sei es aus rein egoistischen Weivegggründen, nicht davor bewahren können, disziplinarisch bestraft zu werden. Dabei lehrt die Erfahrung, daß man zur Stütze der Autorität bei Uebergriffen solcher Beamten eher Nachsicht als Schärfe walten läßt.

Das war der Lauf eines Grismacher, zu dem der Gerichts- präsident sagen mußte: „Sie sind der Sohn eines Ehren- mannes. Wenn Sie noch Ehrgefühl haben, dann lassen Sie es sprechen!“ Die festen Begriffe, die ein Grismacher von Hause aus mitgebracht haben möchte, lodern sich und lodern sich immer mehr, bis nichts übrig bleibt, als ein über- Zynismus, der Wagemuth von Leuten, die keine Selbstachtung zu verlieren haben.

Uebrigens weist der Fall Grismacher noch auf eine andere Seite hin. Noch nicht gar so viel Jahre sind vergangen, da pflegte man sich über die Pariser Sittenkomödie gerade zu eutrisken. Dort natürlich, wo man selber honett und vor Allen mit sich selbst zu- frieden war. In dieser Zeit gab es eine Hartlekinade, die zu uns eingeführt wurde. Es kam darin ein merkwürdiges Hotel vor, das zur förmlichen Halle für Eheberuchsprozessen als schuldiger Theil ihren lieben Gattinnen in Ehebruchsprozessen als schuldiger Theil befunden werden sollten. Auch ein loderes Dämchen kam in dem



Schwanz vor, das für den Gintpessang zur ausgezeichneten Spezialität dressiert war. Der satirischen Absicht zu Liebe war das Ganze in die Form der Uebertreibung der Karikatur gelehrt. Man amüßte sich über den frechen Witz, der aus der Pötte emporiprührte, aber man wies die Möglichkeit, als könnte derlei bei uns passiren, weit von sich. Die Schlagworte von der „annoeh gesunden Häuslichkeit, von den Banden der Familie“ durften abermals herhalten. Man weiß ja, wie fettig und salbungsvoll die Wiedererinnerungen werden können. Da kommt ein Prozeß, wie der des früheren Kriminalkommissars Grixmacher, und wirft doppelte Streiflichter: auf das Wesen der Kundschafter-Institute einerseits und zugleich auf die Fäulnißzustände einer Gesellschaft, die sich dieser Institute bedient. Die ganze Gerichtsverhandlung ergiebt ein Bild, das aus der Karikatur ins volle Leben übertragen zu sein scheint. Also sollen auch wir nicht im Bewußtsein dieser Moral auf hohen Rossen reiten. Es „menschelet“ halt überall, lautet ein schwäbisches Sprichwort; und schadenfrohe Leute könnten den frommen Besessenen Berlins mit dem Andreim eines Berlinischen Pöffenkouplets entgegenen: „Berlin, wat sagste nu?“ — Alpha.

### Kleines Feuilleton.

— **Vöcklin'sche Wandmalereien.** Aus München wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: Bei der Niederlegung eines an der Arcisstraße nächst dem Glaspalast gelegenen, dem bekannten Historienmaler Fabre du Faure gehörigen Hauses wurde ein bisher unbekanntes Wandbild von Vöcklin freigelegt. Hoch oben an der jetzt noch stehenden Mückwand erblickt man eine echt Vöcklin'sche Landschaft, die ihren Dimensionen nach einzig dastehen dürfte. Man schaut durch drei, von röhlichen Porphyrsäulen getragene Bögen in eine italienische Parthelandschaft, in das Dämmern eines Lorbeer- und Zypressenhaines. Ein lädenartiger Ausschnitt über jedem Bogen läßt den unverlembaren Vöcklin'schen Himmel mit seinem weißlichen Gewölk auf dunklem Blau hindurchblicken, und blühende Gesträucher niden dazwischen herein. Die Wauer, die diesen Bildsinn trägt, bildete die Mückwand eines Kellertammes, der Vöcklin während seines Münchener Aufenthaltes in den Jahren 1876—1876 als Werkstätte diente. Eigenartig berühren diese, nun dem Untergang verfallenen Bilder als ein höchst persönlicher Ausdruck der Sehnsucht des Meisters nach dem Süden. Wie mag in dem Münchener Rebel auch ihn nach der Sonne gefloren haben! Mittheilungen seiner alten Freunde zufolge hat Vöcklin die Bilder in seiner gewöhnlichen Temperamentier direkt auf die getünchte Wand gemalt. Dies mag der Grund sein, warum sie schon in den wenigen Tagen, seit sie den Unbildern der Bitterung ausgesetzt sind, leider stark gelitten haben. Ein Versuch, sie durch eine photographische Aufnahme für die Nachwelt zu retten, hatte nur unvollkommene Resultate. Gewiß würde sich unter den zahlreichen Verehrern des Meisters einer gefunden haben, der die rechtzeitige Transferrung der Bilder auf sich genommen hätte. Jetzt ist es zu spät dazu. —

— **Kostspieliges Linnen.** Infolge der ebenso mühsamen wie kunstvollen Arbeit, die gegenwärtig auf jede Art von Leinwandgewebe verschwendet wird, kann dieses Gewebe jetzt unendlich viel theurer sein, als die schönste Seide. Wie aus Brüssel berichtet wird, suchen die reichen Belgierinnen sich gegenseitig darin zu überbieten, wahre Wunderwerke von Leinen-Durchbrucharbeit in Form von Taschentüchern, Kissenbezügen, Paradehandtüchern, Bettdecken und Tafelzug in ihren Besitz zu bringen. Die feste Leinwand wird von geschickten Händen durch Ausziehen von Fäden und das Verschneiden des zu den reizendsten Mustern geordneten zurückbleibenden Gerippes in den düstlichsten Epigenstoff verwandelt. Tafeltücher zu 24 bis 36 Personen werden in ihrer ganzen Länge und Breite mit dieser mühseligen Arbeit ausgestattet, und auf einer Unterlage von zartfarbigem oder scharlachrothen Atlas nehmen sie sich in einem eleganten Speisesaal außerordentlich prächtig aus. Die Tafeldecorationen dürfen dann nur aus wenigen schlanken Blumenvasen bestehen, um so wuter affektirter äußerster Einfachheit die größte Veräwwendung zu verdienen. Ein solches Tisch Tuch dürfte nämlich nicht für weniger als 1—3000 Frs. zu haben sein, welcher Preis umso mehr ins Gewicht fällt, als der spinnwebfeine Epigenstoff sehr unhalbar ist und schon nach der ersten Wäsche seine Schönheit einbüßt, da die Muster sich verschleßen, die einzelnen Fäden zusammenkleben und sehr bald reißen. Selbst das künstliche Reinigen hat bei wirklich feiner Durchbrucharbeit nicht gerade das beste Resultat. — Wie viele belgische Arbeiterfrauen mag es geben, die nicht ein ganzes Heind auf dem Leibe haben? —

— **Die Hanfkultur in Italien.** Italiens Jahresertrag an Hanffaserstoff wird von der amtlichen Statistik auf 725 000 Meter-Zentner geschätzt. Der größere Theil — 450 000 Meter-Zentner — wird in den Provinzen Bologna und Ferrara geerntet, in zweiter Linie stehen die Provinzen Caserta und Neapel mit etwa 250 000 Meter-Zentnern. Am oberitalienischen Golf, dessen Etade eine Höhe bis zu vier Metern erreicht, wird die Länge der Faser, ihre Zähigkeit und Haltbarkeit gerühmt. Der Golf Süditaliens bildet dagegen nur kleinere Pflanzen, die hervorragende Feinheit und Weiße seiner Faser — speziell die Marken „Parjano extra, Prima und Sekunda“, sind sehr gesucht — machen diese Sorte beliebt. Der Golf

Süditaliens kommt in zwei Hauptarten vor: die „Gigante“, die zur Darstellung des Faserstoffes dient, und die „Nana“ oder „Orlichina“, die wesentlich zur Gewinnung von Hanffamen für die Bereitung von Hanfölen kultiviert wird. Ihre Unterscheidung soll um so schwerer fallen, als sie auch im Gewicht kein nennenswerthes, verlässliches Unterscheidungsmerkmal bieten. Die gesammte Anbaufläche, die in Italien der Hanfkultur gewidmet ist, wird amtlich auf etwa 107 000 Hektare geschätzt, der Ertrag eines Hektars an Faserstoff würde sich danach auf rund 7 Meter-Zentner Faserstoff belaufen. Der früher beliebte Mißbrauch des Regens der Waare mit Wasser zur Erzielung eines fiktiven Mehrgewichtes ist neuestens in Abnahme begriffen; der Mißbrauch, beim Drehen in die Spinnen Abriße einzulegen, ist dagegen noch immer wahrzunehmen. Im Laufe der letzten Jahre, offenbar in Folge einerseits des wachsenden Wettbewerbes der ostindischen Jute, des Manihahanfes und der chinesischen Ramiehseide, andererseits des Rückganges der Segelschiffahrt, sind die Hanfpreise Italiens im Großen und Ganzen andauernd gefallen. —

### Literarisches.

— **Edith Gräfin Salburg: „Carrière“.** Leipzig. Gröbel u. Sommerlatte. — Als Graf Laaffe aus Nader kam, ließen deutsche Adelige schaarweise aus der liberalen Partei ins Lager der neuen Regierung hinüber, wo ja jetzt die staatlichen Fleischhöfe brodelten. Um diese Zeit tauchte zum ersten Male der Name Edith Gräfin Salburg auf. Ein junges Mädchen von 18 Jahren hatte von Graz aus der Jahresversammlung des deutschen Schulvereins einige unschuldige Verszeilen als Begrüßung gesandt. Die Thatfache, daß die Sängerin ein Gräfinkind war, machte Aufsehen. Und es dauerte garnicht lange, so konnte es „unser Komteßler“ in Kalendern und liberalen Parteizeitungen schwarz auf weiß lesen, daß es eine große Dichterin sei. Die liberale Partei ging und der „Deutsche Klub“ kam und die Fortschrittler und die deutsche Volkspartei und zum Schluß erschienen die Deutsch-Radikalen. Jung-Edith dichtete weiter. Und jede neu aufstehende deutsche Partei in Oesterreich konnte bald die Bemerkung machen, daß sie die Grazer Dichterg-Gräfin zur Mitläuferin habe. Gräfin Salburg schrieb zuerst Verse, dann warf sie sich auf die Prosa, den Roman. Es sind „zeitgenössische“ Stoffe, die sie verarbeitet. Von Laaffe angefangen, hat sie alle österreichischen Regierungsmänner eingehend studiert. Ihr Roman „Carrière“ spielt in der Zeit, als Gantisch nach Vadeni Ministerpräsident geworden. Der Schauplatz der Handlung ist Wien. Die Verfasserin steht auf dem Standpunkt der Deutsch-Radikalen: Das Judenthum und der Hoftath richten Oesterreich zu Grunde. Beide ducken sich nur vor einigen „Theaterweibern“. Das Heil und die Rettung kann einzig und allein der Bauernstand bringen, zu dem auch die weniger begüterten Adelligen gehören. In dem Roman ist eine ganze Reihe von österreichischen Politikern, Künstlern u. s. w. zum Greifen deutlich gezeichnet: Gantisch, Rothschild, Girardi, die Schrätt, der verschollene Johann Orth. Nur die Namen sind etwas geändert. Das Ganze schwimmt in einer Sauce von Bosheit und Tratsch. Daß die Wuth gegen den Sozialismus an allen möglichen Stellen durchbricht, ist beinahe selbstverständlich. So wird es dem Buche wohl kaum an Lesern fehlen. —

### Theater.

Das **Lessingtheater**, dem noch kein Dresser beschieden war, kam am Freitag abermals mit einer Novität heraus, dem Wiener Volksstück „Das liebe Ich“ von Carlweis. Hermann Dahr, der für diesen Ordensstern vertieft, Poeten er nennt und abseht, ja sogar auf sterilem Boden eine neue Literatur schaffen möchte, hat Herrn Carlweis nach „dem lieben Ich“ die Stelle des wiedererwachten Raimunds angewiesen. In Berlin dürfte das der Königsmacher niemandem einreden wollen. — Man kann nicht, wie man will, rückwärts und vorwärts schreiten. Man kann nicht ohne Märchenglaubigkeit und Naivität auf Zeiten und Zustände zurückgreifen, aus denen heraus Raimund seine phantastisch-grotesken und lehrhaften Märchen dichtete. Carlweis hat früher manche sentimentalische Verlogenheit Wiens durchgehohlet, wenn er auch nicht mit der schweren Faust eines starken Satirikers dreingeschlagen hat. Und nun dient er der wienerischen Duselei mit lebhaften Allegorien? Ein grausam harter, selbstfüchtiger Fabrikant wird durch das Unglück, das Gott Morpheus, der mohubetränkte, ihn im Verein mit den Icen Menschlichkeit und Bindobona im Traume erleben läßt, zum Wiener von der braven, alten Zeit umgewandelt? — Muß der frühere Carlweis nicht über den jetzigen lächeln, wenn er vor den Spiegel tritt? Springt nicht wieder die alte wienerische Manier hervor, sich seines goldenen Herzens zu freuen, wenn man nur gerührt ist? —

Ans geht das Flemmen um Barmherzigkeit und Gnade als soziales Motiv gewiß nichts an. Ob Herr Florian Heindel durch den Spul des Morpheus kurirt wird oder nicht, ist für die soziale Bedeutung der Dinge gleichgültig, Fortschritte werden erlängst, nicht erbeutelt. In der künstlerischen wie in seiner lehrhaften Absicht ist für mich das neue Volksstück von Carlweis ein Rückschritt, eine Spekulation auf philliströse Reizungen.

Troy verzweifelter Anstrengungen einer freiwilligen Etape brachte die falsche Naivität es denn auch nicht zu einem Erfolg. Der Gespenskerpul, der den Florian Heindel wie ein Alp bedrückt, wurde mitunter gefährlich; schon regte er zur Feiterteit an. Den verhörrerten Heindel sagte Herr



Wonn zu Anfang sehr interessant; er kennt Sprache und Wesen jener hart realen süddeutschen Art, die nach außen hin noch einen Schein von Gemüthlichkeit bewahren möchte. Als es aber dem Alten in den Spulzenen mit Hi hi und Ha ha! zu übel erging, war's auch mit der Lebenshäufe der Zeichnung Domi's vorbei. Im Uebrigen half man sich recht und schlecht, so gut es ging. — f.

**Aus der Pflanzenwelt.**

—ss.— Schlafgräser. Es giebt sowohl in den russischen Steppen als besonders in Amerika einige Arten von Gräsern, deren Genuß für die Thiere merkwürdige Folgen nach sich zieht. Der Edinburgher Gelehrte Gillespie hat diese merkwürdigen Pflanzen und ihre Wirkungen eingehend untersucht und berichtet darüber im „New-York Medical Journal“: Die „Schlafgräser“ gehören einer sehr bekantnen Gattung an, die im Pflanzensystem den lateinischen Namen Stipa führt und der unter besonders bekantnen Gräsern das berühmte Sparto-Gras sowie das Pscriemen-Gras der Mittelmeerlande zugehört, dann auch das Feder-Gras oder der Marienflachs, der so häufig wegen seiner langen Oranen als Hutshimmd oder in Markartbouquets benützt wird. In einigen Theilen der Südstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, besonders in Neu-Mexico und Texas wächst die Art Stipa viridula, deren unangenehme Wirkung auf Pferde und Kühe allmählig immer häufiger beobachtet worden ist. Die Hirten treiben ihre Heerden von einer Stelle zur anderen über die hochgelegenen Prärien und sind oft erstaunt, beim Erwachen am Morgen ihre Pferde oder Kühe in einem Zustande zu finden, der die Fortsetzung der Wanderung unmöglich macht. Die Thiere machen einen erbarmungswürdigen Eindruck. So steht das Pferd mit gesenktem Kopf und Schwanz, am ganzen Körper zitternd da, an allen Seiten von Schweiß überströmt, die Athembewegungen sind unregelmäßig und beschleunigt, die Herzthätigkeit gesteigert, wozu noch weitere besorgnißerregende Merkmale einer Erkrankung treten, die einer besonderen Ervähnung nicht bedürfen. Das Thier ist unfähig, sich zu bewegen, und scheint fast dem Tode nahe, jedoch ist nach den Erkundigungen von Dr. Gillespie ein Todesfall durch den Genuß des Schlafgrases weder bei Pferden noch bei Rindvieh bisher vorgekommen. Auf Schafe scheint das Gras merkwürdigerweise gar keinen Einfluß zu üben. Die starken Merkmale der Erkrankung gehen in 2 Tagen vorüber, aber das Allgemeinbefinden des Thieres ist noch einige Zeit herabgedrückt. Der Forscher hat es nun versucht, aus dem Grase selbst den in so merkwürdiger Weise wirksamen Stoff heraus zu ziehen, um damit weitere Versuche zu machen. Am besten ist ihm dies mit einer Mischung von Salz- oder Essigsäure mit Wasser gelungen, jedoch muß der saure Graseextrakt vor weiterer Verwendung von der Säure wieder befreit werden, und dadurch geht ein Theil des wichtigen Bestandtheiles verloren. Immerhin hat Dr. Gillespie mehrere Versuche mit diesem Auszug gemacht, drei an Fröschen und einen an einem Kaninchen. Die Thiere schienen nach der Einimpfung der Flüssigkeit von Hallucinationen und großer Angst befallen, wodurch die lähmende und narkotische Wirkung des im Schlafgrase enthaltenen Saftes bestätigt scheint. —

**Astronomisches.**

— Eine merkwürdige Entdeckung an einem der hellen Fixsterne ist, wie die „Voss. Ztg.“ berichtet, auf der Lid-Sternwarte und auf der Sternwarte in Pulkowa gemacht worden. Sie betrifft den hellen Stern dritter Größe im Pegasus  $\eta$  und besagt, daß dieser Stern im Jahre 1897 sich mit einer großen Geschwindigkeit auf unser Sonnensystem zu bewegte, und daß sich diese Bewegung im Jahre 1898 in die entgegengesetzte Richtung verändert hat. Die Entdeckung ist durch die spektrophotographische Methode der Linienverschiebung gelungen. Wenn eine Lichtquelle, die Sonne oder ein anderes Gestirn sich mit großer Geschwindigkeit auf uns zu oder von uns fort bewegt, so tritt eine Verschiebung der Frauenhofer'schen Linien im Spektrum des Gestirns ein, deren Richtung und Größe einen sicheren Schluß dahin gestattet, ob sich das Gestirn uns nähert oder von uns entfernt, und gleichzeitig die Geschwindigkeit dieser Sternbewegung angiebt. Bei den außerordentlich geringen Verschiebungen der Spektrallinien war man lange Zeit zufrieden, den Sinn dieser Verschiebung, also feststellen zu können, ob sich das Gestirn uns nähert oder sich von uns entfernt; erst neuerlich gelang es, besonders auf dem Potsdamer Observatorium, auch die Größe dieser Verschiebung, also die Geschwindigkeit der Bewegung bei mehreren hellen Sternen mit Sicherheit zu ermitteln. Die eingangs erwähnten Beobachtungen haben nun aber das überraschende Ergebnis geliefert, daß der Stern  $\eta$  Pegasus im Jahre 1897 sich mit einer Geschwindigkeit von  $4\frac{1}{2}$  Kilometer pro Sekunde uns näherte, und daß er sich im Jahre 1898 mit einer Geschwindigkeit von  $16\frac{1}{2}$  Kilometer pro Sekunde von uns entfernte. Und zwar stimmen die Ergebnisse der beiden Sternwarten mit einer erstaunlichen Genauigkeit in diesem Nachweise einer veränderlichen Bewegung des hellen Sterns überein. —

**Geologisches.**

— Die drohende Erschöpfung der natürlichen Gaslager von Indiana. Die im nordamerikanischen Bundesstaate Indiana 1896 zuerst bei Kokomo im stürischen Trentontal eine erhohrten Gaslager sind für das Staatsgebiet von großer

wirthschaftlicher Bedeutung geworden und versorgen in Indiana etwa 70 Städte mit Gas. Feststellungen von J. C. Leach zeigen nun, wie „Industries and Iron“ mittheilen, daß diese natürlichen Gasreservoirs sich bedenklich erschöpfen. Die natürlichen Gasfelder Indiana's umfaßten ursprünglich fast 7800 Quadrat-Kilometer, heute dagegen sind sie auf weniger als die Hälfte dieses Areals beschränkt. Der Gebirgsdruck, unter dem das Gas im Anfange ausströmte, betrug 146 Kilogramm, jetzt hingegen steht es nur noch unter einem Drucke von 90 Kilogramm. Diese Pressung hat es im Allgemeinen auch in den Haupt-Produktionsgebieten, den Bezirken von Grant, Madison, Bladford und Delaware; nur in dem etwa 650 Quadrat-Kilometer großen Centrum dieser Bezirke strömt es noch unter einem Drucke von  $96\frac{3}{4}$  Kilogramm aus, doch hat dort der Druck sich im Jahre 1897 um  $13\frac{1}{2}$  Kilogramm verringert. Die Abnahme der Gasspannung, das Engerwerden des Gasgebietes und das Näher-rücken von Soolquellen gegen das Centrum des Gasgebietes weisen auf eine allmähige Erschöpfung dieser Gaslager hin. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Das dankbare Nashorn. „... Gewiß meine Herren, es giebt noch Dankbarkeit bei den Thieren. Die Geschichte, welche ich Ihnen jetzt erzähle, wird Ihnen einen schlagenden Beweis für meine Behauptung liefern. — Wie Sie wissen, war ich im vorigen Jahre zur Jagd in Afrika und hielt mich einige Zeit bei unserer Schartruppe im Osten auf, im Gebiete der grausamen Mat-totos. — Eines Morgens, kurz vor Sonnenaufgang, weckt mich der Karawanenführer Abu Schabaudi Ven Suff. Er hatte eine Löwen-fährte entdeckt. Sie können sich denken, wie schnell ich aufsprang. Und richtig, 2-3 Kilometer hinter dem Lager, stoßen wir auf einen mächtigen Löwen, der einem Nashorn im Genick saß. Der Löwe brüllte fürchterlich. Das Nashorn zitterte am ganzen Leib und sah kreidebleich aus vor Angst. Hilfesuchend sah es nach mir hin. Schnell legte ich an, zielte und schoß dem Löwen den Schwanz ab. — Nun wissen Sie ja, meine Herren, wenn einem Löwen der Schwanz fehlt, dann ist er fertig. Er ist blamirt und kann sich nirgends mehr sehen lassen. Auch dieser Löwe verschwand schleunigst im Urwald. Das befreite Nashorn schaute mich bewundernd an, und als ich mit dem guten Ven Suff nach dem Lager zurückkehrte, ging es hinter uns her und blies zum Danke auf seinem Horn aus dem „Trompeter“: „Es hat nicht sollen sein!“ —

— Gemüthlich. Sie: „Du, Franzl, wozu stößt Du denn den Schlagring ein?“

Er: „Ich hab' mit dem Nachbar etwas zu besprechen!“ — (Hieg. W.)

— Verwechslung. In einem fränkischen Dorfe hatte kürzlich ein Bäuerlein des Guten zu viel gethan, so daß ihm rathsam schien, seinen Rausch an Ort und Stelle auszuschlafen. Er bettete sich im Viehstall auf ein Strohlager, und eine Minute darauf ertönte ein so mächtiges, rasselndes Schnarchen über der Lemme, daß die Rinder erschreckt die Köpfe hoben. Den Däsen des Stalles ergriff die Neugierde und es gelang ihm, dem Schläfer so nahe zu kommen, daß er diesem mit der rauhen Zunge über das Gesicht fahren konnte. Der gute Mann erwehrte sich der Liebschlingen, ohne aufzuwachen, durch Stöhnen mit den Händen und Füßen, und die hinzugelommenen Festgäste hörten ihn dem Ohren eindringlich zurufen: „Langsam, Herr Müller, das Messer kratzt!“ Der Dorfbarbier, Herr Müller, soll über diese Verwechslung noch heute entrüstet sein. —

**Notizen.**

— In Budapest ist der Schriftsteller und Redakteur des „Pester Lloyd“, Dr. Adolf Silberstein, gestorben. Als Kunstkritiker und Uebersetzer hervorragender ungarischer Werke hatte er seit 30 Jahren eine umfassende Thätigkeit entfaltet. —

— In nicht weniger als 170 Städten ist Gerhart Hauptmann's „Fuhrmann Henschel“ zur Aufführung erworben worden. —

— Max Krejzer's dreiaktiges Schauspiel „Der Sohn der Frau“ gelangt am 17. Januar im Neuen Theater zur Erstaufführung. —

— Das hiesige Alexanderplatz-Theater ist von dem Operetten-Tenor Victor Hausenwein vom 1. September 1899 ab auf vier Jahre gepachtet worden. —

— Die Aufführung von „Unser Käthchen“ am Burgtheater soll nach der Meinung eines Korrespondenten des „Berl. Tagebl.“ nur deshalb verboten worden sein, weil es der Schauspielerin Schratt, die in dem Stück eine Doppelrolle zu spielen gehabt hätte, zu unbequem gewesen, sich ein paar Mal am Abend umzuschminnen. —

— Die Hamburger Bürgerschaft hat beschlossen, in sämtlichen Volksschulen unentgeltlichen Schwimunterricht als Unterrichtsgegenstand einzuführen. —

— Mit Unterstützung des New-Yorker botanischen Gartens wird eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet, die unter Führung des Botanikers A. Heller nach Portorico gehen und eine vollständige und systematische Aufnahme der dortigen Flora ausführen soll. —